

Chaza
Charafeddine

Beirut
für wilde
Mädchen

ALLTAGSHELDEN · 03

Edition
CONVERSO



Mit einem Nachwort von Stefan Weidner

Chaza Charafeddine
BEIRUT FÜR WILDE MÄDCHEN

Aus dem Arabischen von Günther Orth
Zweiter Teil Original auf Deutsch

MIT EINEM NACHWORT
VON STEFAN WEIDNER



Islam versus Christentum

Als ich Sœur Marie darum bat, die Chorstunde in der Schulkapelle besuchen zu dürfen, schaute sie zuerst verunsichert, dann sagte sie: »Natürlich darfst du.«

Es war an einem Dienstag um 11 Uhr. Alle Schulklassen standen vor der Innentür der Kapelle. Es schien ein besonderer Tag zu sein, es herrschte vollkommene Stille.

Plötzlich tauchte Mademoiselle Najwa auf und zog ein Gesicht, das nichts Gutes verhieß. Mir kam es vor, als spritzte etwas Glitschiges aus ihren Poren. Sie kam auf mich zu, ihr Mund öffnete sich, ich sah das Weiße auf ihrer Zunge und ihre Lippen schienen noch bleicher als sonst. Mein Name ertönte schallend durch die Vorhalle, und sie kreischte: »Was machst du denn hier?« Mademoiselles Stimme war so schrill, dass ich daran zweifelte, ob es wirklich mein Name war, den sie da geschrien hatte. Meine kleine, erst neunjährige Blase drohte zu platzen, ich geriet in Panik, weil gleich meine Schenkel und meine Kleidung nass würden. Zum Glück stand Sœur Marie neben mir und erklärte Najwa, dass sie es gewesen war, die mir den Zutritt zur Kapelle gewährt hatte.

»Aber sie ist doch Muselmanin!«, empörte sich Najwa.

»Die Kirche ist das Haus des Herrn, und das Haus des Herrn gehört allen«, sagte Sœur Marie entschieden.

Mein Gott, wie liebte ich Sœur Marie in diesem Augenblick! Sie hatte mir gerade das Leben gerettet, mein *gesellschaftliches* jedenfalls. Ich hatte befürchtet, Mademoiselle würde mir vor der gesamten Schule den Slip ausziehen und allen verkünden, dass ich noch in die Hosen mache.

Wir betraten die Kapelle und nahmen ordnungsgemäß Platz: Die Kleinsten vorne, hinter ihnen die Nächstälteren und so weiter. Es mussten hunderte Mädchen sein, die ganze Schulbelegschaft war da, also sämtliche Nonnen, Köchinnen, Lehrerinnen, Aufseherinnen. Und ich war mit Sicherheit die einzige »Muselmanin«. Ich dachte in dem Moment nicht darüber nach, warum Mademoiselle mich »Muselmanin« genannt hatte, und nicht »Muslimin«, wie meine Mutter es tat. Es kam mir auch nicht in den Sinn, dass Gott, der Gatte aller Nonnen und Herr dieser Kirche, Christenmenschen anderen Menschen vorziehen könnte. Und dass Mademoiselle Najwa deshalb so aufgebracht über meine Anwesenheit war. Ich hatte eben noch nie über die Eigenheiten des Herrn nachgedacht und erst recht nicht über die Schwierigkeiten, in die er die Menschen stürzen konnte.

Als ich meinen Platz eingenommen hatte, sah ich einen Mann in schwarzem Gewand mit gestärktem weißen Kragen vorne stehen und mit Handzeichen den Einsatz zum Gesang geben. Ich schloss aus seiner Kleidung, dass auch er ein Soldat des Herrn war, aber zweifelsohne stand er im Rang über Mère Marie Madeleine, denn er war ja ein Mann, also Gott gleicher.

Mir war nämlich aufgefallen, dass die Nonnen den Mönchen mit sehr viel Respekt begegneten. Sobald einer von ihnen in

der Schule aufkreuzte, sprachen sie überaus nett und freundlich mit ihm und gaben sich dabei so schüchtern, wie sie es untereinander nie taten. Ihr Verhalten stand im krassen Gegensatz zu ihrem sonst üblichen.

Jedenfalls hoben alle zum Gesang an, es war ein schöner, melodischer Gesang, nur verstand ich leider kein einziges Wort. Ich kam mir vor wie beim Fernsehkanal 9, wo nur Französisch gesprochen wurde, wobei das in der Kirche kein Französisch war, sondern eine mir gänzlich unbekannt Sprache.

Plötzlich brach der Gesang ab, der Mann mit dem schwarzen Talar und dem weißen Kragen schaute in meine Richtung, zeigte mit dem Finger auf mich und rief laut: »Du da! Was machst du hier in der Kirche, wenn du nicht singen willst? Wer nicht mitsingt, fliegt raus!«

Mein Gott! Mir stockte der Atem. Diesmal dachte ich, gleich würde man mich auffordern, Schuhe und Strümpfe ausziehen, und dann würden sie mir Teer ins Gesicht schmieren und mir meine langen und glatten braunen Haare (mein ganzer Stolz) mit einer rostigen Schere abschneiden, und unter ihren schrillen Stimmen würde meine Kleidung reißen. Dann würden sie mich zwingen, vor aller Augen barfuß die Kirche zu verlassen, und öffentlich verkünden, dass ich das schlimmste Mädchen der Welt sei. Und dazu noch eine »Muselmanin«!

Es herrschte Totenstille.

Nach einem Moment, der mir vorkam wie eine Ewigkeit, gab der Mann der Menge wieder ein Zeichen, als wäre nichts geschehen. Ich sah alles leicht verschwommen, aber ich ver-

suchte, seine Lippenbewegungen nachzuahmen, denn ich spürte Mademoiselle Najwas magendurchbohrende Blicke auf mir. Irgendwann hörten alle auf zu singen, und die Mädchen stellten sich in einer Reihe auf, um einzeln an einem alten Mann in weißem Gewand vorbeizudefilieren, oder vielleicht war es ein rotes? Auf dem Kopf jedenfalls trug er eine Art Fes mit Verzierungen und goldenem Ornament. Die Mädchen stellten sich vor den Mann und sperrten ihre Münder auf, und bei jeder legte der Mann eine dünne weiße Scheibe hinein. Dann klappten sie den Mund wieder zu, machten kehrt und gingen zurück an ihren Platz. Als meine Reihe dran war, bekam ich Herzklopfen. Ich lief hinter Fadia her, aber kurz bevor ich am Ziel war, zog Sœur Marie mich sanft aus der Reihe. Ich würde den Geschmack dieser weißen Scheibe also nicht kosten dürfen. Insgeheim fragte ich mich ohnehin, wie meine Klassenkameradinnen es fertigbrachten, ein Stück Papier hinunterzuschlucken.

Als wir die Kirche verließen, sagte Fadia zu mir, wenn ich wollte, könnte sie mir morgens vor Unterrichtsbeginn die Kirchenlieder beibringen. Schließlich kamen wir immer viel zu früh und mussten eine Stunde warten, bis wir vollständig waren und in die Klassen durften. Ich nahm ihr Angebot an. Von nun an trafen wir uns an mehreren Tagen morgens vor der Jesus-Statue. Fadia hatte eine aparte Stimme, ich lauschte gerne ihrem Gesang. Sie unterrichtete mich mit einer Geduld, wie sie bislang noch niemand aufgebracht hatte, obwohl ich dauernd Fehler im Text machte und meistens falsch intonierte. Nach drei oder vier Treffen, bei denen ich nicht einmal die Melodien in den Kopf bekam, schlug ich Fadia vor, doch besser Himmel und Hölle zu spielen statt zu

singen. Ich nannte ihr keinen Grund, sie fragte auch nicht danach, und erklärte kurzerhand, dass auch sie lieber Hüpfspiele machte, und so ließen wir das Singen wieder sein.